

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 5.

Mittwoch, 7. Januar.

1931.

Der Talisman / Roman von Fr. C. Kellermann.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das sei ja beautiful, splendid, awfully interesting, ein Märchen, ein deutsches Märchen, ein Erlebnis sondergleichen, ein Traum, eine Phantasie, zu schön, zu herrlich, um wahr zu sein.

Und der Alte versuchte es, ihr Verhaltensmaßregeln zu erteilen, ihr klarzumachen, wie sie auf ihren Vorteil bedacht und geschickt sein sollte — ein, wie er zu seinem Verdruß wahrnahm, ganz und völlig vergebliches Bemühen!

Sie hörte ihm nicht im geringsten zu, eilte zum Flügel und spielte und sang, daß es von ihrer inneren Seligkeit klang.

Mister Cohrs war längst kopfschüttelnd hinausgegangen, hielt sich die Ohren zu und seufzte besorgt über das wilde, ungebändigte, leichtsinnige Temperament der Haveniths.

3.

Martin Hagedorn betrat das schöne, von einem Garten umgebene „Haus Havenith“, unweit Lincoln-Park am Lake-Shore-Drive gelegen, leichten, sorglosen Herzens. Ein rascher Entschluß hatte ihn von aller Strupeln über die Höhe der von Mr Cohrs geforderten Summe befreit, er trug die unversehrte Brieftasche und einen Scheck über den vollen Zinsbetrag in dem Brustfack, um sich damit von seinen Gläubigern endgültig loszukaufen. Was ihm vor wenigen Monaten noch gewisse Schwierigkeiten bereitet hätte, einen Posten von etwa 8000 Dollar aufzubringen, konnte heute leicht gelöst werden — dank des Ozeanflug-Preises.

Den ganzen Weg über besaßte ihn dieses frohe Gefühl der Befreiung. War diese drückende alte Schuld getilgt, so war auch gleichzeitig das Vergehen ausgelöscht und er durfte jedermann frei ins Auge sehen. Leicht, beschwingt, mit freudiger Seele, würde er in wenigen Tagen den Rückflug antreten, durch den freien Äther über das freie Meer in die freie Heimat.

Aller Druck, alle Last war von ihm gewichen, verheißungsvoll lag die Zukunft vor ihm. Dreißig Jahre alt — weitere dreißig Jahre rüstiger Arbeit mindestens noch war er willig zu leisten. Jung, kühn, stark wie nie zuvor, fühlte er sich, frisch und elastisch, jeder Aufgabe gewachsen. Er brachte von dieser Fahrt ein neues Wissen mit, einen neuen Geist, neue Empfindungen. Fühlte sich wie in selbigen Rausch fähig und berufen, alles zu können, zu leisten, zu tun. Nichts war unmöglich...

Nun aber zurück aus dem Himmel zur Erde — zu den Geschäften.

Er brauchte in Haus Havenith nicht zu klingeln, nicht anzuklopfen, die Türen öffneten sich ihm von selbst. Wie einen Großen und wie einen Freund zugleich nahm man ihn auf, mit fürstlicher Pracht und diskreter, intimer Sorgfalt. Welch ein reiches, glänzendes Haus, welch eine Fülle von Blumen, welch eine Tafel, welch erlesene, nie geahnte Genüsse, welch ein gewaltiger Aufwand ihm zu Ehren! Er war innig gerührt: Diese Aufmerksamkeit und — Liebe hatte er nicht erwartet. Brachte ihm sein neuer Weltreife Auszeichnungen, Triumphe, Feiern genug und übergenug, daß er ihrer satt und müde geworden, so wurde ihm hier der Rekord einer Gastfreundschaft aufgestellt, bewunderungswürdig in

jeder Weise. Er fand für diese dankbare Empfindung in seinem Toast bald geschickt den passenden Ausdruck.

Der kleine Kreis bei der intimen Feier bestand, seinem Wunsch gemäß, nur aus den drei Personen: Mister Cohrs, Miß Andry Havenith und ihm selbst. Seine anfängliche Befangenheit war gewichen, er fühlte sich bald vertraut mit diesen Menschen, ungezwungen und bequem wie — zu Hause! Nein, heimischer noch als dort.

Dankbarkeit bestimmte ihn schließlich, diesen prächtigen Menschen sein Herz auszuschütten: hatte Mister Cohrs ihn in seinem Toast wie einen Held gefeiert, so wollte er jetzt seinen wahren, inneren Menschen zeigen mit seinem frühen Drang, seinen Nöten, seiner Schuld. Er fühlte sich dazu verpflichtet, nach alledem, wie man ihm hier entgegenkam und hoffte, daß er Verständnis, vielleicht Verzeihung finden würde. Wenn er auch annehmen durfte, daß der alte Juwelier seine schöne Nichte von dem Sachverhalt inzwischen in Kenntnis gesetzt habe, so reizte ihn doch das Bestreben, der anmutigen Gastgeberin Allerpersönlichstes aus seinem Leben zu offenbaren, da er wahrgenommen, wie bereitwillig, wie gern sie jede derartige Andeutung empfing. Und so sprach er — sprach gut und lange.

Martins Bericht löste bei Miß Andry, die ihr Temperament bisher mühsam gezügelt hatte, einen wahren Sturm des Entzückens aus. Sie klatschte begeistert in die Hände, als er von dem ominösen Fund erzählte, und beglückwünschte ihn zu der Tat. Niemand hätte mehr Recht gehabt, so zu handeln, als er. Und sie verstand seine Pein, die Bedrückung nicht, der er danach verfallen war: warum mußte er bis zum heutigen Tage diesen köstlichen Coup ängstlich verbergen, vor der Welt verheimlichen?

„Welch ein Treffen für unsere Reporter, wie?“, wandte sie sich an den Oheim, „welch ein gewaltiger, fetter Happen für unsere Presse!“

Sie war reizend in ihrem Eifer, überhaupt bezaubert. Vom ersten Augenblick des Begegnens an hatte ihn ihre Erscheinung interessiert, ihre impulsive Natur ihn gefesselt. Heute Abend gar übte sie unumschränkte Macht über ihn aus... Wie wunderbar stand ihr das Kleid, dieses Gebilde aus hellblauem Crêpe de Chine, zu Gesicht, dem feinen und doch frischen Gesicht mit den strahlenden großen blauen Augen unter der reinen gewölbten Stirn, die von schwarzem Haar anmutig umrahmt war. Und die Gestalt: bei aller zierlichen Schlantheit, welch weiche frauliche Form... welche hübschen Beine... Ihr unbefangenes herzliches Wesen gar — eine wahre Erquickung, erlösend dieses große freie Temperament.

Nun wohl, der Erfolg hatte ihn bestätigt — aber wenn es anders gekommen wäre? Wenn er verlagte hätte?

Dann wäre sein Recht eine verzweifelte Sache, gab sie unbedenklich zu, dann dürfte er sich nicht darüber beklagen, wenn man ihn gefaßt und gehängt hätte... Ein großes Risiko ist, was uns Leben heißt, was wirklich Leben ist.

Er wurde ernst. Eine strupellose, eine harte Moral. Doch man dürfe die Erfolglosen nicht samt und sonders

verdammten, auch unter ihnen gebe es solche, die Großes gewollt. —

„Doch — ich verdamme sie!“, beharrte sie leidenschaftlich. „Wer die Gewißheit nicht in sich fühlt, die untrügliche Sicherheit, sein Ziel zu erreichen, darf es nicht wagen, ungewöhnliche Mittel für seinen *l'egoïsme* in Anspruch zu nehmen, er ist ein Schwächling, ein Verbrecher — nichts weiter.“

„Oh — auch edle Naturen können scheitern —“, warf er ein.

Sie bligte ihn an mit einem stählernen Blick ihrer blauen Augen:

„Jeder, der scheitert, verdient es irgendwie“, sagte sie fest.

Mister Cohrs, der müde und in sich zusammengefallen dabei saß, raffte sich auf und bemerkte mit seiner leisen Stimme, es stecke gewiß viel Wahres in dieser Ansicht, doch man solle nicht über jene Menschen den Stab brechen, die von Fehlschlägen und Unglück verfolgt werden. Nicht alle haben Glück.

„Ja — was ist Glück?“, fragte Andry schnell, „ich behaupte: nichts weiter als das, was uns zutrommt — vermöge der uns innewohnenden Kräfte. Jeder weiß, was er darf und soll, erfüllt seine Aufgabe und zwingt das Glück, das ist mein fester, heiliger Glaube.“

„Du bist noch jung, mein liebes Kind“, lächelte der Oheim nachsichtig. „Später im Leben denkt man anders über diese Dinge. Ich weiß Beispiele aus meiner Erfahrung, wo tüchtige Menschen von einem unerhörten Unglück verfolgt wurden auf Schritt und Tritt; Leute, die trotz aller Mühe und Anstrengung nicht hochkamen, sie mochten tun, was sie wollten.“

„Sie verdienten es nicht anders!“

„Man soll nicht richten, mein Kind.“

„Oh — ich mache mir das nur klar, es ist meine eigene ganz persönliche Überzeugung“, erklärte Andry entschuldigend, „meinen Sie nicht auch, es ist gut, wenn man über sich nachdenkt?“, wandte sie sich an Hagedorn.

„Gewiß“, bestätigte er bereitwillig und erschaute vor dem dunklen, altmodischen Blick, mit dem das schöne Mädchen ihn so unverwandt ansah.

Und plötzlich erinnerte er sich des eigentlichen Zweckes seines Besuches. Ohne zu überlegen, ob der Moment günstig dafür sei, zog er die alte Briestafel und den Bankscheck hervor, entfaltete ihn und überreichte beides kurz entschlossen der jungen Dame. „Erlösen Sie mich von meiner großen Schuld, Miß Havenith“, bat er halb scherzend, „und löschen Sie meine Sünden aus.“

„Wie das?“, fragte sie, erstaunt die Briestafel und das Papier betrachtend während der Alte aufmerksam und bald mit beruhigtem Nicken hinüberhielt.

„Ich muß meine Gläubiger nun endlich befriedigen“, erklärte Martin lächelnd, „und es fällt mir heute nicht schwer.“

Mister Cohrs hatte inzwischen die Briestafel von seiner Nichte entnommen und geöffnet, nun rief er mit einem Ausdruck höchster Überraschung:

„Well — mit vollem Inhalt!“ Und begann logisch, die Geldscheine zu zählen.

„Dies ist Papas Briestafel?“, fragte Miß Havenith verwirrt und warf einen mißbilligenden Blick auf die zitternden Hände des Alten, „dear uncle, ich bitte dich.“

„Unversehrt, wie ich sie fand, bringe ich sie zurück“, bemerkte Hagedorn ruhig.

Mister Cohrs ließ sich in seiner Beschäftigung nicht stören: „All right!“, sagte er endlich, „neuntausendvierhundert — es stimmt... Und ich sehe, es sind unsere alten Noten von damals —“, den erkannten Blick auf Hagedorn richtend, „aber wie auch, Mister Hagedorn? Sie haben die Dollars nicht gebraucht? Nicht eingewechselt?“

„Nein — ich durfte und — ich brauchte es nicht“, antwortete er, „Sie sehen, ich habe den Schatz gehütet — wie einen Talisman.“

Der Alte lächelte beifällig: „Gewiß — ich sehe, doch ich verstehe nicht, was Sie wollten damit?“

„Warten, bis ich ihn persönlich zurückbringen durfte“, scherzte Hagedorn.

Mister Cohrs schüttelte verwundert den alten Kopf: „Dies begreife ich nicht — begreife ich nicht“, wiederholte er.

Miß Andry Havenith legte ihre Hand leise auf Martins Arm, er wandte sich um. Sie sah ihn mit unergründlichem Blick lange an, sagte kein Wort.

„Verzeihen Sie mein Ungeschick — doch ich reise morgen früh und die Sache muß erledigt werden“, stammelte er verwirrt. Doch da huschte auch schon das alte gewinnende Lächeln über ihre Rüge, als sie scherzend erwiderte: „O — Sie ehrlicher Mann...“, ich ertheile Ihnen volle Absolution — sehen Sie: Sol!“

Damit geriet sie den Scheck in kleine Fetzen, die lustig zu Boden flatterten.

„Andry — was tust du?“, fuhr zitternd der Alte auf.

„Ich will es so, dear uncle“, lachte das Mädchen, „mit diesen Dingen hat es noch lange Zeit, nicht wahr, Mister Hagedorn?“

Martin wußte nicht, was er antworten sollte. Und er nickte zustimmend — ihm selbst unerklärlich, warum.

Später — Andry saß am Flügel und bewirtete ihren Gast mit wilder Musik, während Mister James Cohrs, sich die Ohren zuhaltend, höchst mißvergnügt hinausgegangen war — überlegte Martin immer noch, welche Gründe seine schöne Gläubigerin wohl bestimmt haben mochten, die Zahlung zurückzuweisen.

Doch da saß sie auch schon wieder neben ihm und schaute ihn an: Dieser Deutsche: ja — das war der Mann, der Held, wie sie ihn sich erträumt...

„Erzählen Sie mir noch etwas von sich“, bat sie, seine Hand schmeichelnd fassend, „oder wollen Sie lieber mich fragen lassen?“ Er wollte es gern.

„Ehrliche Rede und Antwort stehen?“

„Ganz gewiß.“

„Run — zuallererst also: Wie ist das... leben Sie allein... daheim... ich meine — allein — für sich?“

„Ich bin verlobt.“

„O — nein —“, fuhr sie enttäuscht zurück, „das dürfen Sie nicht sagen...“

„Doch — es ist so.“

„Ich halte es einfach für unmöglich... Bitte, Sie scherzen...“

„Keineswegs, Miß Andry —“

„Und weiter?“

„Weiter nichts —“, leuchtete er.

„Und — sind Sie glücklich, Martin Hagedorn?“

„Das ist ein bißchen sehr geradezu gefragt, Miß Andry —“

Sie sah ihm lange und zärtlich in die Augen: „Mit Ihrer Braut — ob Sie glücklich sind?“

„Nein“, gestand er zögernd, „nicht glücklich...“

Sie ergriff seine beiden Hände: „Sie sollten die Verlobung lösen — ganz bestimmt — unbedingt sollten Sie das.“

„Gewiß, Andry — ich werde es tun...“

Zog er sie oder zog sie ihn an sich? Er wußte es nicht. Aber plötzlich umschlang sie ihn mit jäher Leidenschaft und küßte ihn, wild und lange: „Du Held — du Dieb — stiehst mir das Herz“. Flüsterte sie trunken. „Oh du — oh du — sollst mein sein, mein — denn ich liebe, ich liebe dich, unbändig — innig — ich liebe dich —“

„Andry!“

„Sage — ja!“

„Ja — Andry!“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Nachdenken.

Von Anna Enders-Diz.

Zwei jung gebliebene, klare Augen in einem greisen, leidgefurchten Menschenantlitz sind leuchtende Siegesterne.

Das, was den wahren Künstler selbst vom größten Rurskünstler unterscheidet, ist die Berührungskraft seiner Seele.

Wer den Reichtum geistiger Werten ahnt und die Segnungen ehrfürchtiger Verehrung in Stille erkannt hat, der empfindet die lebenbedrohende, lärmende Hast großer Städte als brutale Menschheitsberaubung.

Beim einsamsten Menschen der Welt.

400 Kilometer von den nächsten Lebewesen.

Von Dr. G. Loewe.

Nachstehend veröffentlichen wir den letzten Bericht eines Teilnehmers an der verschollenen Grönlandexpedition.

D. Schriftlitz.

Unser sechs sitzen wir zu früher Morgenstunde auf Grönlands Eiswüste im Zelt, meine fünf grönländischen Begleiter und ich. Der Petroleumkocher tauert; die Haferröste, unsere tägliche Morgenmahlzeit, ist fertig. Wir lachen uns an, sprechen können wir keine 20 Worte miteinander.

Viele Tagesreisen liegt die Westküste Grönlands schon hinter uns. Ostwärts bergauf führt der Weg unserer Hundeschlitten. Rängst sind die hohen Küstenberge unter dem glatten Horizont des Inlandeises gesunken. Tagelang legt uns unablässig der schneidende Ostwind ins Gesicht. Meterhoch wirbelt der weiße Gischt des Treibschnees um Schlitten und Hunde. In ewig wechselnden Formen folgte eine Schneebüne der anderen.

Schon haben wir am 6. Tag unser Hauptdepot, 200 Kilometer vom Eisrand passiert. Aber wir müssen noch weiter, 400 Kilometer weit, etwa soweit wie Berlin vom Ruhrgebiet entfernt ist. Dort im Herzen der weißen Wüste liegt unsere Station „Eismitte“, dort weilt mit Messungen und Beobachtungen beschäftigt seit Wochen der „einsamste Mensch der Welt“ unser Kamerad Georgi, dem wir Instrumente, Proviant und Feuerung bringen wollen. Noch nie in der Geschichte der Polarforschung ist ein ähnliches Unternehmen ins Werk gesetzt worden. Nur am äußersten Rande der erdbelegten Eislagen Grönlands und der Antarktis haben bisher Menschen längere Zeit verweilt. Ihr Inneres, einformig und doch lodend mit der Fülle der Probleme ist nur, im Sommer auf eiligen Reisen gequert worden, die mehr neue Fragen über Wetter und Wind, Schnee und Eismassen aufgeworfen, als alte gelöst haben. Nun haben wir vor einigen Wochen dort eine dauernd besetzte Station mit reicher wissenschaftlicher Ausrüstung errichtet.

Ausbruch! Im Nu ist der Frieden des Zeltlebens dahin. Es weht heute ein wenig härter, dazu 20 Grad Kälte. Zum Kreise eingerollt, Schnauze und Pfoten im warmen Fell verheddelt, liegen draußen die Hunde, vom Treibschnee fast zugebedt. Ein Jufuf treibt sie auf, gähnd strecken und schütteln sie sich, daß der Schnee in Wolken davonfliehet. Mein erster Blick gilt den Juggelschritten, heute ist keines gestreift! Vor einem hungrigen Schlittenhund ist nämlich nichts sicher, meterlange Haufstride können im Handumdrehen verschwinden. Das Auffinden des richtigen Weges zur Zentralstation, eines winzigen Bunkers inmitten einer Welt von Schnee, bereitet uns keine Schwierigkeit. 800 Fahren haben wir auf der Strecke aufgestellt. Alle 5 Kilometer steht ein meterhoher Schneehaufen mit schwarzer Stoffbespannung. Noch nie ist ein Weg in der Arktis so sorgfältig festgelegt worden. Aber Arbeit und Schlittenbelastung haben sich schon recht bezahlt gemacht. Auch im Nebel können wir die Reise ohne Schwierigkeit fortsetzen. Eine Fahne nach der anderen gleitet vorüber. Wo wir uns vor Wochen im weichen losen Schnee vorwärtsquälten, eilen diesmal die Hunde auf harter Bahn abwechselnd in Schritt und Trab dahin. Lässig wippen die hochgehobenen Schwänze, hell knallt ein Peitschenhieb in das gleichmäßige Getrappel der vielen Pfoten. Wir hocken auf den Schlitten, strecken die Füße in die Sonne, wenden das Gesicht unter der Kapuze dem Ostwind ab und blinzeln über die unendliche Einformigkeit der glatten Schneefläche dahin.

Nach 30 Kilometern wird Haul gemacht, chnei. steht das Zelt, der Primuskocher braust, der Rentierschlafsaft lodt. Draußen sinkt die Sonne und von Viertelstunde zu Viertelstunde wird es merkwürdig kälter. Doch zuerst müssen die Hunde ihr Futter bekommen. Mit der Art müssen wir den steinharten gefrorenen Fennmilch zerhacken. Hundefutter ist unsere schwerste Last. 55 Kilogramm verbraucht jedes Gespann täglich. Ohrenbetäubendes Geheul empfängt uns. Genau im selben Augenblick müssen alle Gespanne ihr Futter bekommen, eine blutige Klause wäre sonst die Folge. Im Handumdrehen ist alles verschwunden. Auch die geübteste Schnüffel-nase kann nicht das kleinste Stüchlein mehr aus dem ausgewühlten Schnee hervorzaubern. So legt sich einer nach dem andern nieder und der Treibschnee deckt bald seinen warmen Mantel über sie.

So geht es gleichmäßig weiter und aufwärts Tag für Tag. Doler wird der Schnee, greller brennt die Sonne vom blauschwarzen Himmel, mühsam wird jede Körperanstrengung in der Jughöhe von 3000 Meter, die wir erreichten. Doch am 12. Tag wächst ein Schneehaufen größer als die gewöhnlichen Warten, ein Zelt taucht am Horizont auf. Die Station! Unser Kamerad! Gottseidank! Da steht Georgi. Vom deutschen Regierungsrat ist zwar nicht mehr viel zu sehen; aber gesund und munter lugt das tiefbraune Gesicht aus der Kapuze. Ein kurzer Händedruck. Im stillen frage ich mich, wie mag er die drei Wochen Einsamkeit ertragen haben?, fern von anderen Menschen als je ein einzelner Mensch für viele Wochen freiwillig weilte! Aber! Ihn nicht einmal in

stiller Nacht der Gedanke, er könne erkranken? Zelte und Pelze könnten durch unglücklichen Zufall verbrennen? Wir könnten verhindert sein, rechtzeitig die spärlichen Vorräte zu ergänzen? Doch wir reden nicht über Gefühle und Empfindungen, sondern über Kupaß, Marschleistung und wissenschaftliche Arbeit. Und dann brachte ein Festmahl eine Abwechslung in die einformige Reiselosigkeit. Ich bewunderte die Einrichtungen, die Georgi für seine wissenschaftlichen Arbeiten getroffen hat. Kammern und Kuppeln tief in den Fels verankert. Alle Elemente des Wetters werden hier messend verfolgt, sogar ein Fesselballonaufstieg hat schon Kunde von den Temperaturen der höheren Luftschichten gebracht.

In dieser Nacht sinkt die Temperatur auf 35 Grad Kälte. 35 Grad im Hochsommer am 18. August! Was wird der Winter bringen? 65 Grad, 70 Grad? Werden wir wie so manchen anderen Retford auch den der niedrigsten Temperatur schlagen?

Am nächsten Tage schon geht es heimwärts. Ein Händedruck, ein Peitschenhieb, ein Winken! Wieder ist Georgi für Wochen allein. Schnell traben die Hunde vor den entlasteten Schlitten westwärts, der „Heimat“ unserer Expedition, den Zelten dort unten am Kamarajuffjord zu. Jeder Tag bringt uns 65 Kilometer weiter über die weiten Flächen des nachgewölbten Eisschildes. 40, 50 Kilometer legen wir ohne Aufenthalt zurück, harter Wind treibt die Hunde und Schlitten die allmählich zunehmende Neigung hinab.

Am vorletzten Abend tauchen die Eisgipfel der Küstengebirge fern am Horizont auf: „Land, Land!“ tönt der Jubelruf meiner vom letzten Druck befreiten Begleiter. Höher und höher wachsen die Berge am letzten Tage. Wir raffen die steileren Hänge aus blankem Eis hinab, rittlings auf den Schlitten sitzend, die wir bremsen müssen, um die müden Gespanne nicht zu überfahren. Wie warm es ist und ein Kleidungsstück nach dem anderen verschwindet. Am Nachmittag liegt dicht vor uns das erste Land, die Randmoräne des Kamarajuff – unseres Zieltes. Ein Haufen von Schlitten, von Hunden, eine Reihe von Zelten, die Gefährten, Grönländer, alte Bekannte von unserer ersten Inlandreise darunter! Glückwünsche, von strahlend braunen Gesichtern, Staunen, daß wir schon zurück sind. Eben rüßet eine neue Abteilung zur Reise ins Herz Grönlands.

Meister Grimbart.

Am Hang, dort, wo die alte Eiche ihre Luftwurzeln weit über köstliches Gestein spannt, wo allerlei Aufschlag mit dem Farn um die Bette hügelan klettert, tummelt sich ein Dachs. Er sitzt hier und hascht dort, er schnuppt und windet, als es im Dürcklaub raschelt. Aber bald hat er raus, daß die Witterung von einem kommt, der ihm ungefährlich ist. Und so wurzelt er weiter und fördert dies und das zutage, einige Larven und Puppen, einen dreimal geringelten Wurm und einige Eigel. Und schließlich haucht eine Maus ihren letzten Seufzer unter seinen scharfen Zähnen.

Aber laum ist der dünne Pfiff verhallt, da ragt aus dürren Grasbüscheln eine kleine Säule empor, und zwei funkelnde Scherchen richten sich auf den erfolgreichen Mäusejäger. Im nächsten Augenblick ist die Säule wieder verschwunden, und es raschelt aufs neue im Fallaub. Dicht neben dem Dachs hält das Viehl. Das ist Grimbart denn doch zu toll. Teilhaberschaft – dafür ist er nicht zu haben. Und mit dem flinken Burtschen, dem Mäusespezialisten, lohnt's schon garnicht. Einmal laucht er und noch einmal: Mäusejagd zu zweien? Ausgeschlossen!

Erst als der kleine Freibeuter abgezogen ist, nimmt er seine Tätigkeit wieder auf. Ohne Hast, aber doch mit der Gründlichkeit, die allem, was eine schwarze Wange ziert, eigen ist. Dann wendet er sich einem alten moosbedeckten Eichenstod zu und murrt an der splitterigen morschen Rinde. Denn er weiß aus Erfahrung, daß dabei fast immer was für ihn abfällt, Kribbelndes und Krabbelndes, Festes und Weiches. Aber diesmal hat er sich gründlich geirrt. Ein anderer ist ihm zuvorgekommen. Und als er nebenan Lärm hört, weiß er Bescheid. Die Laute kennt er. Das ist kein Warnruf, das ist Spott. Und er wundert sich auch nicht weiter, als der Häher noch näher kommt und seinem Hohla noch einige Verwünschungen folgen läßt. So was hat es immer gegeben.

Dort, wo sich die Moospolster wölben, ist auch schon einer gewesen. Einer von den rauen borstigen Kerlen, die gleich ihm eine Schwarte haben. Aber trotz dieses gemeinsamen Körpermerkmals will er mit den Schwartkiteln nichts zu schaffen haben. Denn er weiß, daß, wo die gebrochen, nichts mehr zu holen ist. Und für unnütze Arbeit ist er nicht zu haben. Schließlich hat er es auch nicht nötig, sich zu plagen. Der Sommer war nicht schlecht gewesen, und der Herbst übertraf alle Erwartungen, die ein alter Dachs, der um den Segen der gabenreichen Herbstzeit weiß, an diese Jahreszeit füglich stellen kann. Wenn das Wetter nicht so mild wäre, redete er ja schon in seinem Bau, wie die andern seiner Sippe. Immerhin hat die Rinne ein bißchen Fett gelöst. Ganz so prall sieht die Schwarte jetzt nicht mehr wie vor dem letzten

Reinhold, als er hinter der Schönen vom Felsenbau her war und mit dem jungen Nebenbuhler gerauft hatte.

Gemächlich bummelt der Dachs durchs Altholz, nimmt hier und da eine Kleinigkeit mit und sucht eine alte Nide an, die ihm den Weg vertritt. Aber lange hält er es nicht aus: zu grell sind heute die Schlag Schatten, die die Stämme auf Moos und Flechten werfen; zu laut ist das Klopfen des Spechts, der an den Tannen große Emsigkeit entfacht, und zu störend der Reisen und Buchfinken Hülchen. Das hindert Auge und Ohr und macht unsicher. Und wenn sich Grimbart entgegen seinen Gepflogenheiten schon mal bei Tageshelle auf den Bummel macht, will er wenigstens Ruhe haben.

Und so wendet er sich der nahen Dichtung zu, wo es so schön still und heimlich ist. Außerdem hat er gute Erinnerungen an diese Stätte — vom Frühommer her. Einmal konnte er da einige ledere Eier einheimen von den großen buntschillernden Vögeln (er meint Falanen). Und ein andermal glückte ihm ein Sprung auf einen noch nicht flugbaren Jungvogel, einen kleinen Purzel, wie er ihm noch nicht vorgelommen war. Und er kennt sich doch so ziemlich aus bei den Nestlingen. Solche Stätten aber behält Grimbart allemal in guter Erinnerung. Aber er hat nicht mit dem Gedächtnis der Geschädigten gerechnet. Kaum ist er in der Dichtung, da fährt der Jaunkönig mit Geschimpfe auf ihn los. Bald ist der kleine Vogel vor ihm, bald über ihm. Bald ruft er seine Schandtät von oben herab, bald dreht er sie ihm von der Seite ins Ohr. Pfui, du feiger Kindesmörder! Pfui, du Nachtgespenst! Scher dich, du — alter Fetzwanst! Dem Dachs ist nicht wohl. Denn der dem Gezeter kann seine Anwesenheit keinem der Ohren hat, verborgen bleiben. Was so'n unscheinbarer Nicht einem das Leben erquicken kann!

In unterwilligem Trab strebt Grimbart dorthin, wo eine alte Tanne ihre ähnelnden Zweige über ein wildes Durcheinander von Jungholz und abgestorbenem Gesträuch breitet. Es macht ihm nichts, daß ihn die Kletten zupfen; es macht ihm auch nichts, daß des Brombeers Dorn ihm die Schwarte ritzt. Bloß weg von diesem lästigen Schreihals! Plötzlich spürt er und tut nicht mehr einen Schritt. Ein absonderliches Geräusch hat ihn erschreckt. Er kennt es und weiß es doch nicht zu deuten; er hat es schon mal vernommen, aber er weiß nicht, wo. Sichernd hebt er den feinen Kopf. Und schon schallt es von neuem. Dicht vor ihm. Da hat er den Unhold erräut. Schwarz und mässig hocht etwas im Rahmen witten Gestrüpps — ein ediger Klotz in zerwühltem Waldboden. Dem Dachs ist so bang, wie einem seiner Art nur immer werden kann. Er verliert an Länge und gewinnt an Breite, er schnauft, und das Herz klopf ihm unter der Schwarte. Mit dem Ungeheuer da möchte er nichts zu tun haben. Der Keiler aber ligt auf den Keulen und funkt den Eindringling an tödlichen Lichtern an. Blasen hier — Fräuchen dort. Aber schon hat der Dachs seine Besonnenheit wiedererlangt. Eine heftige Bewegung — weg ist er. Hinter ihm wippen Zweige, schwanen Stämmchen.

Erst vor dem Hauptgestell gönnt Grimbart sich Ruhe. Der Schreck ligt ihm noch in den Gliedern. Lange sichert er, prüft immer wieder mit hochgerichtetem Kopf den Wind und äugt bald nach rechts, bald nach links. Seit er dort auf dem Kahlhölz zugewat war, hat sich alles gründlich verändert. Damals hatten wenigstens die Sträucher noch dürrs Laub, aber jetzt geht der Blick durch sie hindurch bis zum jenseitigen Hochwald, wo am Rand graue Schatten aufstehen — Rehe in ihren Winterkleidern. Und Birken und Buchen sind lahl wie im Vorfrühling, wenn Grimbart seinen ersten größeren Waldbummel macht. Kein, das ist hier kein Aufenthalt für ihn. Und nebenan, in dem eintönigen Einerlei der Schonung ist auch nichts zu holen. Aber die kleine Buchsweide, die sich da auf sonnbekiehemem Kippel erhebt, — die könnte einen Besuch lohnen. Das ist auch so eine Stätte, die es ihm angetan hat, seit dem Tage, an dem er sich hier mehrere fette Windigleichen, die diesen Sonnenplatz lieben, einverleiben durfte. Und so trottet er dahin, wo die Sonne so prall auf den Gang fällt.

Er hat sich nicht getäuscht. Erstens ist er hier in Dedung und zweitens ist es hübsch warm. Und dann gibt es in dem loderen Erdreich mancherlei, Herbes und Süßes in Knollen und Wurzeln. Und das ist gerade das, was er braucht, jetzt vor seiner Winterruhe. Den Wert einer zweckmäßigen Diät weiß er gebührend zu schätzen. Und so sichtet er unter Farn und Stubben. Sticht solange, bis er zum Plagen voll ist. Hier stört ihn keines mißgünstigen Hähers Getreide, keines bössartigen Schwarzstittels Blasen und keines empörten Jaunkönigs Gezeter.

Erst als die Sonne hinter Wollen verschwindet und der Wind die Büsche rührt, hält er inne. Er versteht sich ein wenig auf Wetterkunde und weiß, daß es jetzt Zeit ist, zu Hause zu fahren. Und so wartet er nicht erst bis der Regen prasselt, sondern macht sich rechtzeitig auf den Weg.

Als der Sturm durch lahle Kronen braust und selbst niedrigem Gesträuch lepte Blätter entreißt, als der Regen die lehmigen Waldböge in schlaftrige Moräste verwandelt, liegt Grimbart künst wohlgeborgen in seiner Felsenburg und träumt von sommer-

lichen Freuden und herbstlichen Gaben. Nur einmal rähert er im Schlaf die Läufe, als sei er auf der Flucht vor einem Verfolger. Vielleicht sieht er im Traum das schreckhafte Bild des groben Keilers in wilder Dichtung.

Edmund Scharein.

Der oder die Butter?

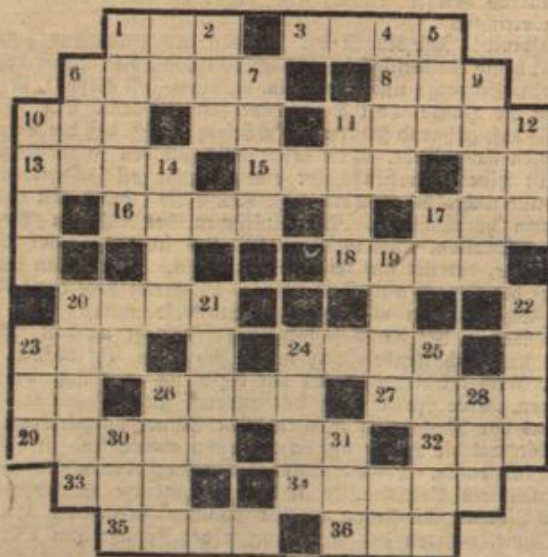
Zwischen Bayern einerseits und Preußen
Wiederum ein Wurm der Zwietracht nagt.
Nur es eigentlich die Butter heißen,
Wie man nördlich von dem Maine sagt?
Soll der Bayer wieder mal, vortausend,
Hier verzichten, wie in jedem Streit?
Nein! Er schmiedt den Butter wild und brausend
Auf das Brot der Eigenhaftigkeit.

Seht nur, wie der Sprache Quellen sprudeln:
Der Franzose sagt ja auch: „Le beurre!“
Schwenkt Frau Mussolini nicht die Rudein
Mit „Il Burro“ schon seit altersher?
Das Ergebnis ist doch unausbleiblich,
Wenn der Preuße auch darob ergrimmt:
Seine Butter ist somit, weil weißlich,
Von dem ganzen Süden überflammt.

Wer im Recht ist, kann ich schwerlich sagen,
Doch ich wirke gerne als Tribun
Und ich bin bereit, wenn Leser fragen,
Meine Ansicht schriftlich kund zu tun.
Schickt man mir ein Pfund zu diesem Zwecke,
Schlicht ich ohne weiteres den Zwist:
Ich probier es sachlich und ich schmede,
Obs ein Manderl oder Weiberl ist.

B. d.

Kreuzwörterrätsel.



Senkrecht: 1. Teil des Oberkörpers. 2. Gebirgstier. 4. Jagdbares Getier. 5. Priester. 6. Hafenmauer. 7. Schlafkabine. 9. Geilochterer Fuhrer. 10. Farbe. 11. Adergerät. 12. Gewässer. 14. Teil der Kirche. 19. Nebenfluß der Mosel. 20. Himmelstörper. 21. Männliches Haustier. 22. Kletterpflanze. 23. Teil des Segelwerks. 24. Großes Gewässer. 25. Schiffsteil. 26. Gefürzter Mädchenname. 28. Ausschank. 30. Unrat. 31. Talenluft. — Wagerecht: 1. Schiffsteil. 3. Wüstenbewohner. 6. Körperliches Unwohlsein. 8. Fluß in Thüringen. 10. Tierwohnung. 11. Prophet. 13. Tüde. 15. Verlöbte. 16. Behälter für Cremes. 17. Ribelungentier. 18. Rauchfano. 20. Reimträger. 23. Hauptstadt. 24. Zwillingsfluß des Rheins. 26. Aussprache. 27. Fruchtstand des Reins. 29. Schiffszubehör. 32. Landesteil. 33. Göttin der Morgenröte. 34. Bootsteil. 35. Lebewesen. 36. Fleckland.

Auflösung des Kreuzwörterrätsels in Nr. 304:
Senkrecht: 1. Reh. 2. Ode. 3. Hen. 5. Tor. 7. Reger. 9. Galle. 10. Eboli. 11. Nebel. 13. Kar. 15. Ger. 17. Kellin. 18. Amati. 19. Tibet. 20. Affen. 22. Pol. 26. Mai. 28. Gas. 29. Me. 30. Tee. — Wagerecht: 1. Kof. 4. Gut. 6. Eden. 8. Kogen. 12. Feuer. 14. Kabe. 15. Gau. 16. Pof. 17. Kater. 20. Alle. 21. Emir. 22. Pfeil. 23. Lab. 24. Hof. 25. Kiem. 27. Begat. 31. Mitau. 32. Kafe. 33. Tre. 34. See.